

Regula Eugster

Die Welt, aus der ich komme – die Welt, in der ich lebe

Als ich erwachte und die Augen aufschlug, sah ich den orangen Schein durch die Vorhänge, schaute auf den Wecker, halb sieben, stand auf, schob die Vorhänge zur Seite und betrachtete einmal mehr den Horizont, hügelig und bergig, eine schwarze Wand, deren zum Teil zackiger, zum Teil gewölbter Rand von einem orangen schimmernden, schmalen Schein gekrönt war. Reif auf den Wiesen. Ich verließ den Raum. Als ich wenig später zurückkam, hatte sich der Schein verblasst und dabei weit über den hohen Himmel hinauf verbreitet als zart lachsfarbene Beleuchtung. Über dem nördlichen Horizont schwebten einige kleine rosa Zirren. Die schwarze Wand bekam Farbe und Tiefe. Es wurde ersichtlich, dass da mehrere Hügelketten, immer noch tief dunkel, hintereinander lagen und erst die letzte, höchste Reihe die bergige war, mit Schnee bedeckt sich erhebend, also weiß mit felsgrau durchzogen, die sich dem südlichen Horizont entlang zog, während die nördlich gelegenen Hügel von großem Wald überzogen waren, was sich daran zeigte, dass der Horizont kein zackiger war wie bei den Bergen, sondern ein tanniger, ein Baum neben dem nächsten stehend, deren Wipfel sich vor dem nun blassen Himmel am Horizont abhoben. Eine Kulisse wie bei einem Bühnenbild, bei dem mehrere Wände hintereinanderstehen. Wer weiß, was sich in den uneinsehbaren Klüften befindet, denn diese Wände können nicht weggeschoben werden. Das Bild der Welt aus meinem Fenster. Die Linien jeden Tag dieselben, die Atmosphäre je nach Jahreszeit und Wetterlage verschieden.

Der Vater. Er war ein ruhiger und liebenswürdiger Mann. So hat es sich herausgestellt. Warum er meine Mutter geheiratet hat? Ein Rätsel. Wie es hätte sein können: Seine Familie sei heruntergekommen, so sagte er selber. Nämlich aus dem Appenzellischen halbwegs ins Sanktgallische herunter. Mitten im Hang hängen geblieben. Das musste schon lange her sein, wahrscheinlich kurz nach der Reformation, die in dieser Gegend länger dauerte als anderswo. Wie es so war, betrifft diese Sachlage nur die Vaterlinie. Doch wurde zu diesen alten Zeiten meistens nicht weit herum geheiratet. Die Mär vom Franzosen, der sich eingeheiratet habe, ließ sich nicht verifizieren. Auch nicht, dass er ein geflohener Mörder war. Soweit sich die Geschichte zurückverfolgen lässt, blieb die Familie seit der Zeit noch vor der Gründung des Kantons St. Gallen an diesem Hang hängen, gebunden ans Anwesen, das sie bewirtschaftete. Sie waren die Fluhbauern. Frischen Wind brachte womöglich die Großmutter. Sie kam zwar nicht von weit her, war aber schon als junge Frau in der Gegend

herumgekommen, da sie mit ihrem Vater zusammen auf Ross und Wagen Gemüse verkaufte. Sie war es, die vierzehn Kinder zur Welt brachte und ein Stück unterhalb ihres kleinen Hofes ein Restaurant betrieb. Der Großvater war oft unterwegs, ebenfalls mit Ross und Wagen oder Schlitten, als Straßenmeister, um die Straße, die vom Rheintal her eine Verbindung ins Außerrhodische ermöglichte, zu unterhalten. Wegmacher war er. Das war besonders im Winter eine harte Aufgabe.

Der Weg zum Städtchen hinunter ging mit großen Sprüngen schnell, hinauf nach Hause war das gute Lauftraining. Gefragt waren diese Wege für die Schule. Dort, in der Sekundarschule, wurde mein Vater von meinem Großvater mütterlicherseits unterrichtet. Mein Vater war ein guter Läufer und ein guter Schüler. Die Klasse besuchte er zusammen mit einem Sohn des Lehrers. So kam es, dass er andere Mitglieder der Lehrersfamilie kennenlernte. Da gab es besonders viele Mädchen, elf waren es. Zusammen mit den vier Söhnen eine stattliche Anzahl Kinder, sogar mehr als in seiner eigenen Familie. Großmutter, also seine Mutter, wünschte, dass ihr Zweitjüngster eine rechte Ausbildung absolviere. Die von ihr bevorzugte Drogistenlehre lehnte er nach einigen Versuchen sich im Laboratorium zurechtzufinden ab und wandte sich Schrauben, Nägeln und den dazugehörigen Werkzeugen zu. Die vergrößerten sich im Laufe seines Lebens zu Stangen und Rohren, und es blieb dabei. Mein Vater wurde Kaufmann.

Die beiden. Wir wissen nicht, wie sie sich nähergekommen sind. Und altersmäßig passte es bestens. Das Übliche: er wenige Jahre älter als sie. Warum wollte sie ihn, warum er sie? Oder wollte vor allem er sie? Vielleicht umgekehrt: sie ihn? Gewiss wollten beide heiraten und eine Familie mit Kindern gründen. Er war gesellig, umtriebig, immer hatte er etwas zu tun mit anderen Leuten. Sie war schüchtern, zurückhaltend. Sie freute sich, mit ihm zusammen zu sein, am allerliebsten mit ihm allein. Sie genoss die Ausflüge, die sie manchmal machten, aber am liebsten stillschweigend. Ihr ging vieles durch den Kopf, und sie ließ es darin. Aussprachen gab es zwar auch. Danach war sie zerknirscht und warf sich mangelndes Verständnis ihm gegenüber vor. Er machte weiter, im Turnverein, im Schützenverein, an den Theaterabenden. Er übernahm Verantwortung und wurde noch so gerne in die Vereinsleitung aufgenommen. Er konnte es mit den Leuten. Sie wartete und wartete und war glücklich, wenn er wieder einmal Zeit hatte für sie. Sie konnte kaum erwarten, dass sie heiraten und für immer zusammen sein würden. Dann würde es gut werden.

Doch die zukünftige Mutter hatte sich getäuscht. Es war nicht gut geworden nach der Hochzeit. Jedenfalls nicht so gut, wie sie es sich wünschte. Ihr Mann war nach wie vor unterwegs, Wunder was, er war auf Reise. Es war eine Arbeit, die ihn Tag für Tag wegfahren ließ in verschiedene Gegenden, wo er Baugeschäfte besuchte, nach ihrem Bedarf fragte und Bestellungen aufnahm. Da kam immer mal wieder ein Essen dazu, manchmal ein Umtrunk, was mit dazu beitrug, dass man sich gegenseitig besser kennenlernte und sich beidseitig schon wieder auf den nächsten Besuch freute. Am Abend wurde es gelegentlich etwas später, doch was war schon die genaue Feierabendzeit eines Mannes mit individueller An- und Rückreise? Die ganze Woche war er auf der Reise. Selten einmal durfte ich ihn begleiten. Wenn es ein Tag war, da er wusste, es würde keinen großen Stress geben, wo er Kunden besuchte, die er gut kannte, mit einem kleinen Betrieb.

Das Leben der Mutter verlief nicht ihren Vorstellungen eines guten Lebens gemäß, sondern es fehlte an allen Ecken und Enden. Es fehlte an der Liebe des Vaters, der mit allen anderen Leuten besser auskam als mit ihr. Es fehlte folglich an der Zeit, die er mit ihr verbrachte. Denn an den Abenden, da er zeitig nach Hause kam, war der Grund dafür der, dass er an eine Sitzung musste. Die fanden damals meistens am Abend statt. Es fehlte an Geld, allem voran aus dem Grund, dass der Vater so großzügig umging mit den Spesen und dies und jenes aufzuschreiben vergaß. Sie war allein zuhause mit den Kindern und mit dem Telefon, wo sie die Anrufe für ihn, der selten zuhause war, entgegennahm.

Klötze. Das Kind legte Wohnungen aus auf dem Boden. Schlafzimmer, Küche, Wohnzimmer, das Bad. Klötze bildeten die Abgrenzung zwischen den Zimmern und zwischen der Welt draußen. Die Türen waren offen, einfach Lücken zwischen dem einen und dem nächsten Holzstück, den Balken. Gut brauchbar waren die Stoffmuster, kleine Bücher aus jeweils ähnlichen Stoffen in verschiedenen Farben und Mustern. Die Tante brachte solche Bücher mit aus dem Konfektionsgeschäft. Das Kind durfte einzelne Stoffblätter aus dem Buch entfernen und ins Haus legen als Bett oder als Teppich. Und es gab die Kataloge mit den Figuren, den Mannequins, mit den verschiedensten Kleidern. Interessant waren besonders die Damen mit der Unterwäsche, mit Korsetts, Büstenhaltern und Hüftgürteln, an denen Strümpfe befestigt waren. Diese Kleidungsstücke sah man an den wirklichen Menschen weniger, doch ergänzten sie die Leerstelle zwischen den im Alltag sichtbaren Kleidern und den Körpern, die in ihnen steckten. Das Kind war noch klein und machte sich keine besonderen Gedanken über die Körper in den Kleidern. Das kam erst später und die Frage der Zwischenkleidungsstücke war zu diesem Zeitpunkt somit bereits

geklärt, wie vieles andere, was das Weltbild des Kindes nach und nach auffüllte. Ausgeschnitten hat das Kind am liebsten Frauen in schönen Kleidern oder Deux-Pièces, schlanke Frauen mit hochtoupiereten Haaren, mit Kurzhaarschnitt kam auch in Frage. Es schnitt sie aus dem Katalog und legte sie ins Haus auf ein Bett. Sie gab der Frau dann noch ein Kind dazu und noch eines, ein Mädchen und einen Jungen. Denen legte sie auch Betten ins Haus. Dann sollte noch ein Mann dazukommen, doch die Auswahl in den Katalogen war nicht so vielfältig wie bei den Frauen. Man musste sich schneller zufriedengeben. Halt einfach ein Mann. Die Klötze blieben bald weg. Was blieb, waren die Zeitschriften und Modekataloge. Besonders schöne Bilder schnitt das nun große Kind immer noch aus und klebte sie in ein altes Telefonbuch. Seite um Seite vollgeklebt. Das Telefonbuch wurde dick. Was war "schön"? Bilder, die das Kind mit Sehnsucht betrachtete; es wäre dann gerne selbst mit im Bild drin. Alles war flach. Flach und dünn. Ein Blatt Papier. Und doch: in den Papieren steckten Welten.

Als das nächste Kind kam, war ich schon fünf Jahre alt. Ich teilte nun das Zimmer mit meiner Schwester. Daneben führte ich mein eigenes Leben: ich besuchte den Kindergarten und war mit den Kindern aus dem Haus unterwegs. Der Weg zum Kindergarten war abwechslungsreich. Ich konnte, wenn ich wollte, zum Vordereingang des Hotels Drei Könige hineingehen, mir im dunklen Gang das Aquarium ansehen, schauen, ob da Fische drin waren, die bestimmt nicht mehr lange zu leben hatten, bis sie auf die Teller der Restaurantgäste kommen würden, und hinten wieder hinaushuschen. Das war sowieso eine Abkürzung. Dabei verpasste ich aber den Schaukasten des Fotogeschäfts Lutz. Da waren Porträts ausgestellt von Einzelpersonen, von Paaren, besonders schön die Hochzeitsfotos. Am interessantesten war es, wenn mir die Porträtierten bekannt waren, Leute, die auch auf der Straße zu sehen waren. Ich musste mich recken und auf die Zehenspitzen stellen, um die Fotos anzuschauen. Um die Ecke und beim Fußgängerstreifen über die Trogenerstraße, da war der Kiosk. Der war ziemlich neu, den gab es vorher nicht. Es gab Ständer mit Zeitschriften. Die konnte ich besser ansehen als die Auslage mit den Süßigkeiten, den Schokoladen, den Kaugummis, den Zigaretten, die zu hoch war für mich. Umso besser wieder das große Fenster von Samen Thür mit den Sämereien, mit Pflanzenteilen, verschiedenen Düngersorten, Unkrautvertilger und: einem Vogelkäfig mit Kanarienvögeln und einem mit Wellensittichen. Man hörte sie allerdings draußen kaum singen, erst wenn man das Geschäft betrat. Da wir weder einen Garten noch Haustiere besaßen, kam das nicht oft vor. Vogelfutter im Winter, das schon. Anschließend die Metzgerei, ein Eckhaus mit der Ladentüre in der abgeschrägten Ecke. Am Morgen stand sie manchmal offen, wenn das

Geschäft gerade geputzt wurde. Es roch heraus wie die Fleischrädchen, dünne Scheiben einer Aufschnittwurst, die die Kinder beim Einkaufen bekamen, aber intensiver, nach größeren Fleischstücken. Über einen gepflasterten Straßenrand der Heidenerstraße entlang, vorbei an einem Stoffgeschäft mit Schaufenster mit Stoffrollen und an einem Lagerhaus mit breiten Schiebetoren gelangte ich zum Weg, der schnurstracks zum Kindergarten führte.

Bevor das dritte Mädchen kam und mit ihr die Familie komplett wurde, zogen wir um. Wir brauchten mehr Platz und wohnten nun in einem Wohnquartier, nicht mehr mitten im Städtli. Ich ging im Mädchenschulhaus Klaus zur Schule. Wir wurden von Nonnen unterrichtet außer in der vierten Klasse. Da war es Fräulein Zanoni. Der Schulstoff wurde interessanter: wir erfuhren, wie die Höhlenbewohner und die Pfahlbauer gelebt und was für Schlachten die Alten Eidgenossen den auswärtigen Herrschern geliefert hatten. Die Schulreise ging denn auch in ein Pfahlbauerndorf, wir fuhren mit dem Schiff über den Bodensee. Zum Turnunterricht gingen wir ins Schulhaus Bild, wo die Knaben die Schule besuchten. Dort war die Turnhalle. Gelegentlich gab es obligatorisches Duschen. In einem düsteren Kellerraum bediente der Schulabwart den zentralen Wasserhahn und die Wärmeregulierung und schaute uns beim Duschen zu. Das Schulduschen mochte ich überhaupt nicht. Die Turnhalle war auch der Ort für große Anlässe, an denen viele Klassen gemeinsam teilnahmen. Was für ein Gedränge auf den langen Turnbänken, auf denen wir eng zusammengequetscht Platz nahmen. Der Tierli Walter kam und zeigte uns Schlangen und andere Reptilien. Auch Vögel. Eine Schlange durfte, wer mutig genug war, auf die Arme nehmen und an ein nächstes schon darauf wartendes mutiges Kind weiterreichen. Oder es kam ein Reiseschriftsteller, der uns Dias und Filme von seinen Reisen in Afrika zeigte. Da waren viele nackte, magere Kinder zu sehen in bergigen Gegenden. Afrika war auch in der Kirche ein großes Thema, weil es den Kindern dort so schlecht ging und sie zudem Heidenkinder waren. Wir sparten Geld, um es ihnen zu schicken, zusammen mit abgelegten Kleidern. Durch die Schulanlage des Schulhauses Bild gingen wir gerne, besonders wenn gerade Pause war und die großen Buben sich draußen aufhielten. Die sahen wir ja abgesehen davon nur in der Kirche bei der Messe, wo sie sich im vorderen Teil der Männerseite niederlassen mussten, während wir natürlich auf der linken, der Frauenseite waren. Ein Tuscheln und nach rechts Hinüberschielen seitens der Mädchen, ein aufgesetztes Ignorieren unserer Anstrengungen seitens der Buben. Die Schulmessen, zweimal wöchentlich um sieben Uhr morgens, waren dazu besser geeignet als die Sonntagsmesse. Wir waren "unter uns". Die vereinzelt Erwachsenen im hinteren Teil der Kirche störten uns nicht.

Später wohnte ich in Freiburg bei meiner Tante und besuchte dort die Schule. Es kam vor, dass ich von dort aus meine Cousine in Genf besuchen konnte. Sie hatte einen Kofferplattenspieler und Singles französischer Chansonniers und Chansonnières. Laisse tomber les filles. La nuit. Poupée de cire, poupée de son. Aline. Capri, c'est fini. Comment te dire adieu. Im Kino sahen wir Romeo und Julia von Zeffirelli. Genf war noch viel besser als Freiburg.

Mein nächstes Ziel war ein Kofferplattenspieler, den ich in meinem Zimmer haben würde. Das übernächste ein Tonbandgerät mit Mikrofon. Meine Cousine, ein Jahr jünger als ich, war mir punkto Modernität voraus. Ich musste es nun hinkriegen, mein Leben so einzurichten, wie es mir gefiel – nicht so, wie es von mir erwartet wurde. Zu der Zeit, da ich klein war, im Kindergartenalter und in den ersten Primarschuljahren, und wir an der Marktgasse mitten im Städtli wohnten, war der Plattenspieler das obere Stockwerk eines Kastens, der im unteren Teil tatsächlich ein Kasten war, in dem die Platten versorgt wurden, der mittlere Teil war das Radio, das mit halbtransparenten Druckknöpfen bedient wurde, die mild grünlich leuchteten, wenn es eingeschaltet war. Die ersten erinnerten Platten brachten Mamas jüngere Geschwister mit. Sie kamen, weil bei der Großmutter kein Plattenspieler war. Sie kamen oft am Sonntag und wir hörten Winifred Atwell am Piano Ragtimes und Boogie-Woogie spielen, Bill Haley sang mit seinen Comets Rock Around the Clock und spielte die Gitarre dazu. Louis Armstrong spielte auf der Trompete und sang Uncle Satchmo's Lullaby. Karl Kraus sang Sugar, Sugar Baby und Conny Froboess pack die Badehose ein. Und mir wurde gezeigt, wie Rock 'n' Roll getanzt wird. Nach dem Umzug ins Wohnquartier fielen diese Besuche weg. Plattenspieler gab es nun überall. Und statt neuer Musik wurde die alte gepflegt, sie wurde in der Klavierstunde gezeigt und die Woche hindurch zuhause geübt. Zuerst ein zaghaftes Geklimper, dann immer sicherer und lauter und wuchtiger, zu guter Letzt beinahe konzertmäßig mit meinen Schwestern als Publikum. Doch plötzlich kam aus dem Radio Musik, die es in sich hatte. Wenn niemand zuhause war und ich keine Störung befürchten musste, stellte ich das Mikrofon vor den Radiolautsprecher und nahm auf, was mir gefiel. Das machte ich in den Ferien zuhause. Bei der Tante getraute ich mich nicht. Neben den üblichen Hitparadenstücken, die zu dieser Zeit allerdings revolutionär waren, gab es auch einen Sound, der mich aufwühlte. Er war tief, von bodenständigem Rhythmus, mit metallisch spitzen Gitarrenausrufen und schwerem Gesang. Howlin' Wolf, Muddy Waters, John Lee Hooker. Beschwingter von Ray Charles. Und dann kamen Janis Joplin und Jimmy Hendrix. Ich sprang im Wohnzimmer umher, auf Sessel

und Sofas rauf und wieder runter und die Seele wollte mir aus dem Leib herausfahren. Von da an wollte ich wieder nach Hause zurückkehren. Das war die Umgebung, in der ich Dinge machen konnte, die ich wollte, solche, die bei meiner Tante nicht in Frage kamen. Musik hören, mich verlieben und tanzen. So kam es. Ich habe abgewartet zwanzig zu werden und damit meine Volljährigkeit zu erreichen, um von zuhause wegzuziehen, und zwar nach Belieben. Keine Fragen mehr zu stellen, keine mehr zu beantworten.

Von einem Taumel in den nächsten. In der Familie bestand der Taumel darin, dass keine einheitliche Regelung durchgesetzt werden konnte, wie mit Abweichungen vom erwünschten Verhalten umzugehen sei. Es herrschte ein steter Kampf darum, wie sich das Familienleben gestalten soll. Was erwünschtes Verhalten sei, war durch gesellschaftliche Normen und kirchliche Gebote vorgegeben. Die Vorstellung einer ordentlichen Familie, die ruhig durch ihren Alltag geht, da jede Person weiß, was war und was kommen wird, was passiert, wenn etwas Außerordentliches vorfällt, wer dann bestimmt, wie damit umgegangen wird, geisterte in meinem Kopf herum und bildete ein Gegenstück zu dem, wie es bei uns war. Im Nachhinein froh darum, dass da kein autokratischer Vater war, der mit der Faust auf den Tisch oder schlimmer noch, auf Personen schlug, wenn es nicht so lief, wie es sollte, bleibt verbunden mit dem vorherrschenden Bild, alle würden einfach tun, was ihnen beliebt, lauter oder leiser, sich mitten ins Haus stellend oder zurückgezogen ins Zimmer, je nach Temperament abwartend, auftrumpfend, bestimmend, verzweifelt, ratlos, frech, fordernd, sich entziehend. Da keine gemeinsamen Interessen auszumachen waren, ging jede und jeder seiner und ihrer Wege. So gut es ging. Der Taumel bestand darin, dass die Wucht der einzelnen Personen sich zusammenfand wie in der sich drehenden Trommel eines Wäschetrockners, sich aneinanderschlagend, durcheinanderwirbelnd, gestoßen, verletzt, verwundet, oder im Schongang sich unversehens berührend, beinahe streichelnd, flatternd. Das Wäscheprogramm endete für alle Beteiligten verschieden, die einen gingen, die anderen blieben zurück. Das hing besonders vom Alter ab: die Eltern blieben, die Kinder verließen nach und nach das Haus. Auch die Eltern stiegen geschunden aus ihrer Trommel. Ihnen blieb Zeit, sich auf andere Weise aneinander zu gewöhnen, als sie weniger aus dem Haus gingen, als das Geschundensein in das Altsein übergegangen war, als sich beim einen die Beweglichkeit des Körpers stark verminderte, bei der anderen die Beweglichkeit des Geistes. Der Vater und die Mutter. Draußen der andere Taumel. Ende der sechziger, anfangs der siebziger Jahre. Es war alles anders als zu Hause. Wir Jungen trafen uns, hörten die neue Musik, tanzten und verliebten uns.

Es war nun nicht mehr nötig, einen Hausstand zu gründen mit Möbelgarnituren, Aussteuer, und allem drum herum. Im Brockenhaus gab es second hand, was wir brauchten, und wohnen konnten wir in einem günstig zu mietenden alten Haus. Es war kein Ziel sich zu etablieren, einen Beruf mit geregelter Arbeitszeit und entsprechendem Einkommen zu haben, es galt nun, das Leben zu genießen ohne so komische Vorschriften, die uns bisher nahegelegt worden waren. Bald zeigte sich, dass trotz der aufwühlenden Zeit mit den großen Protesten gegen die bürgerliche Gesellschaft vieles beim Alten blieb. Auch wir selber zu einem guten Teil.

Fahrt zu Mama. In Rorschach sehe ich zwischen den Häusern hindurch auf den See. In Staad mähen sechs Personen, die meisten Frauen, ein kleines Wiesendreieck. Sie fahren sich gegenseitig in die Sichel, wenn sie nicht aufpassen. Das Gras ist nass vom Tau. In Marbach halten sich ein paar Kühe und mitten unter ihnen ein Graureiher auf einer taunassen Wiese auf. Der Graureiher steht ruhig. Die Kühe grasen. Nebel steigt in die Sonne, es wird grell und diffus, das Licht leuchtet so sehr. Auf dem gepflasterten Kirchplatz in Altstätten stehen Kinder in einem Kreis, eine Klasse mit zwei Lehrerinnen. Sie klatschen. Auf dem Weg zu Mama heben sich durch einen Zaun die zarteren Farben von Kinderkleidern gegenüber den grellbunt belaubten hohen Bäumen ab, durch die die ebenfalls zarte Himmelsbläue schimmert.

In ihrem Zimmer liegt Mama auf dem Bett. Sie schläft, schlägt jetzt die Augen auf, ergreift meine Hände und sagt: "Mmm, kalt!", lächelt und schläft wieder. Meine Hände sind augenblicklich warm in ihren. Sie schläft, wir sind durch unsere Hände verbunden. Manchmal schlägt Mama die Augen auf, schaut, und schließt sie wieder. Ob sie sich dadurch meiner Anwesenheit versichern möchte – wieder überrascht, dass ich da bin? Mama liegt auf dem Bett, vor dem Gesicht die Hände ineinandergelegt.

Es ist spät geworden, Mama.

Du lässt mich machen, du magst nicht mehr. Du hast dich gewehrt, Mama. Du hast dich nicht unterkriegen lassen von den anderen. Doch der Kampf war streng. Ich betrachte Mama, wie sie ruhig liegt, aber nicht schläft. Sie öffnet die Augen, schließt sie gleich wieder. Halten wir uns die Hand, ja. Sag ich was, öffnet sie nicht ihren Mund. Wieder die Augen auf – und sogleich wieder zugeklappt. Sie stellt sich schlafend, sie sagt extra gar nichts. Kommt mir vor. Was wird mir fehlen, wenn wir uns nicht mehr ansehen können? Hände halten und streicheln?

Mama, wie geht es dir?

Sie atmet tief ein, ich glaube, sie ist müde.

Heute Abend bekomme ich Besuch. Zeit, Ordnung zu machen. Ich öffne das Fenster im Schlafzimmer, kühle Luft strömt herein, während ich einige zerstreute Kleidungsstücke an ihren Platz bringe, an einen Bügel hänge oder über den Kleiderständer lege. In dem Moment, da ich das Wasserglas in die Küche zurückstelle, sehe ich scharf umrissenes Licht auf dem Boden, und hinausblickend erhebt sich eine glitzernde Kugel tief im Osten über die Bergkante, zunächst mit gleißenden Strahlen, alsbald als Leuchtscheibe, in die ich nicht hineinschauen kann, sie blendet. Das Licht fällt durch die Zimmer in den Gang hinein, der zu den verschiedenen Wohnungsteilen führt, legt sich an hölzerne Türrahmen und vergoldet bahnenweise - ja was denn? Die Luft, in der Staubpartikel herumtanzen und die Flächen, auf die es fällt. In der Küche streift das Licht die weißglänzende Küchenschranktüre und fällt auf den Schrank mit den Glastüren, dahinter Gläser blinken. Im Gang fällt das Licht in einen Spiegel, der es in genau berechenbarem Winkel weiter streut. Es fällt ins Morgenzimmer, wo ich mich gerne an den Tisch setze, die Teetasse neben mich stelle, in der Zeitung lese oder schreibe. In den nach Westen gelegenen Flügel des Wohnzimmers, wo mein Schreibtisch steht, dringt noch gar kein Licht zu dieser Morgenstunde, es ist schattig, doch draußen, durch das Fenster zu sehen, umso größer die Helligkeit, das Licht, das auf die Häuser des Dorfes fällt, immer noch klar umrissen, scharfe Linien auf den Hauswänden bildend. Den Hof auf dem Hügelgrat über dem Dorf umhüllend, strahlen dessen Fenster den Schein zurück. Der Himmel dahinter hellblau. Wenige schmale Zirren sind weiß. Unten fährt das Postauto vorbei. Zeit, die Zeitung zu holen und eine nächste Tasse Tee zu trinken. Ich setze mich ins Wohnzimmer, die warme Sonne am Rücken. Sie scheint tief ins Zimmer hinein.